

Wilhelm
Schmid

Die
Suche
nach
Zusammen-
halt

Suhrkamp

SV

Wilhelm Schmid
Die Suche nach Zusammenhalt

*Ich und Wir:
Vom schönen und schwierigen Leben in Gesellschaft*

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2025
Originalausgabe
© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2025
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text
und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlaggestaltung: Hermann Michels und Regina Göllner

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43236-5

Suhrkamp Verlag AG
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
In Gesellschaft leben, was heißt das?	15
Wenn die Gesellschaft sich versammelt	15
Gestaltung des Soziallebens: Jeder Mensch ein Künstler	23
Was Busfahrer und Philosophen zur Gesellschaft beisteuern	30
Aufklärung im Klärwerk: Die Wahrheit der Gesellschaft	36
Wer gehört dazu? Die feinen und unfeinen Unterschiede	44
Identitätspolitik: Die gereizte Gesellschaft	52
Wie wir miteinander reden: Cancellen oder alles sagen?	58
Unterhalb der Brücke und oberhalb: Ränder der Gesellschaft	63
Auto und Autonomie: Die Gesellschaft auf der Straße	70
Was mich interessiert: Der Gebrauch von Medien	76
Wie das Ich zum Wir wird: Medien der Geselligkeit	84
Wer kümmert sich um die Gesellschaft?	96
Kleines Land: Wie sich eine Gesellschaft organisiert	96
Staat machen, wirklich? Wozu Staat?	103
Politisch interessiert: Was es heißt, bürgerlich zu sein	110
Warum machen die das? Glück und Unglück der Politiker	116
Macht von oben, Macht von unten	126
Können Menschen jemals wirklich frei sein?	133
Die moderne Gesellschaft und ihre Veränderung	142
Die Wissenschaft der Gesellschaft: Was weiß die Soziologie?	149
Zu dir, zu mir oder zum Standesamt? Institutionen!	157
Und was macht eigentlich ein Ordnungsamt?	164
Verzauberung und Verstörung: Kunst und Gesellschaft	169
Was tun Wirtschaft und Gesellschaft füreinander?	178
Die Einzelnen und ihr Eigentum	178
Grundeinkommen: Leben, um zu arbeiten, oder Lebensarbeit? ...	186

Wofür streiken? Für die Erweiterung des Bewusstseins!	195
Was es heißt, Unternehmer, Unternehmerin zu sein	200
Sozialökologische Marktwirtschaft: Welchen Wohlstand wollen wir?	208
Die Dekarbonisierung des Apfels: Erneuerbare Energien	217
In Molekülen denken: Kann das eine Bank?	223
Machen grüne Waschmaschinen Menschen glücklich?	229
Markt, Marketing und menschlicher Eigensinn	235
Lebensmittelindustrie: Das Food der Gesellschaft	244
Plattformökonomie: Ist der digitale Deal fair?	249
Europa ist kein Kontinent. Was dann?	256
Wann ist der Kapitalismus am Ende?	261
Welche Gefahren drohen der Gesellschaft?	269
Was läuft hier falsch?	269
»Es ist unfassbar!« Warum Freiheit Grenzen braucht	277
Polizeistaat oder »meine« Polizei?	282
Kann die Lebenskunst Faschismus verhindern?	289
Militär! Die Verteidigung der Gesellschaft	296
Warum Autokratien keine Zukunft haben. 10 Gründe	303
Wie sind Wahlen in der freien Gesellschaft zu schützen?	311
Polarisierung: Ist der Wutbürger auch ein Bürger?	318
Auf der Suche nach dem Intellekt der Intellektuellen	327
Die Wahrheit der Gesellschaft in der Pandemie	335
Krank, und dann? Das Gesundheitssystem	341
Was ist Leben? Eine gesellschaftliche Frage	348
Wokeness: Menschenrechte und aggressiver Humanismus	355
Was hält die Gesellschaft (halbwegs) zusammen?	365
Werte? Die Verlässlichkeit, die Vertrauen begründet	365
Braucht die Gesellschaft eine Identität?	373
Was die Lebenskunst zum Zusammenhalt beiträgt	381
Spielend leben lernen: Schule der Lebenskunst	388
Kuratieren: Die Sorge der Kultur für das Gemeinwohl	399
Volksmusik: Das ganze Volk ist durchdrungen von Musik	405
Was Seelsorge, Therapie, Coaching für die Gesellschaft tun	411
Die Gesellschaft reparieren: Die Arbeit der Handwerker	419

Für mich und Andere: Bürgerschaftliches Engagement	425
In den Schuhen der Anderen: Die Kluft der Generationen	432
Recht und Gerechtigkeit als Kitt der Gesellschaft	440
Die Suche nach Wahrheit als Arbeit am Zusammenhalt	449
Die Sorge der Religionen: Wir statt Ich	458
Zum Autor	469

Vorwort

Der Zug fährt ein, die Türen öffnen sich, eine junge Frau mit Kinderwagen will aussteigen. Es ist schwierig, den Wagen über die Stufen am Zug hinab zu manövrieren. Sofort sind helfende Hände da. Den zugehörigen Gesichtern nickt die Frau kurz zu, Danke, dann gehen alle weiter. Keine spektakuläre Szene, einfach nur Alltag. Hilfe für jemanden, der sie benötigt. Niemand musste lange überlegen. Niemand fand das Verhalten falsch. Etwas lief richtig, ohne dass es der Rede wert gewesen wäre. Was sagt das über die Gesellschaft aus, in der wir leben? Ist sie besser als ihr Ruf? Wird das *Ich* eben doch flugs zum *Wir*, wenn es darauf ankommt?

Augenblicklich ist ein Zusammenhalt entstanden, ohne dass ein Ich sich dafür hätte aufgeben müssen. *Ich und Wir*, in dieser Reihenfolge: Ein Ich muss bereit sein und die Kraft dafür haben, Anderen zur Seite zu stehen. Die Wahrscheinlichkeit für die Bereitschaft dazu oder gar die Freude daran wird größer, wenn es mit sich selbst gut zurechtkommt. Wer sich auf den Umgang mit sich versteht, kann sich auch eher Anderen zuwenden. Damit ein zugewandtes Ich entsteht, ist allerdings ein vorgängiges Wir hilfreich, eine förderliche soziale Umgebung, eine freundliche Gesellschaft. Deren Entstehen wiederum auf Ichs angewiesen ist...

Wo anfangen? Manche meinen, das Ich gehöre der Vergangenheit an, *Wir statt Ich*. Aber das Ich ist eine Errungenschaft, die nicht aufgegeben werden sollte. Es wurde gegen ein dominantes Wir erkämpft, gegen übermächtige Zwangsgemeinschaften mit einem Ober-Ich, Herrscher, Fürst, König, Kir-

chenführer, Familienpatriarch. Viele Unter-Ichs taten sich zusammen, um eine Gesellschaft frei von solcher Herrschaft zu begründen, die Geburtsstunde der modernen Demokratie. Er kämpft wurde das Recht jedes Einzelnen, ein eigenständiges Wesen zu sein. Das befreite Ich war die treibende Kraft der Moderne, die viele Verbesserungen des Lebens herbeigeführt hat. Begeistert von sich, neigt es jedoch zu Übertreibungen, *Ich statt Wir*. Es hat zu oft nur noch Selbstverwirklichung im Sinn und beansprucht »Einzigartigkeit« für sich, die es zweifellos auch gibt, aber ist das schon alles?

Einiges spricht dafür, das Ich nicht zu überhöhen, vorweg das kluge Eigeninteresse: *Es ist nützlich, nicht nur mich zu sehen*. Jedem Ich hilft es, sein Beziehungsgeflecht zu einem Wir zu verdichten: Im Verbund mit Anderen ist das Leben besser zu bewältigen, insbesondere wenn es schwer wird. Ein noch besserer Grund ist das freudige Interesse an Anderen: *Es ist schön, nicht nur mich zu sehen*. In jeder Art von Wir ist die Vertrautheit und Geborgenheit einer Heimat zu finden, die das Leben bejahenswerter macht. Schon aus diesen Gründen ist die Selbstverwirklichung unvollständig ohne Beziehungsverwirklichung. Beziehung begründet Sinn. Je mehr mir bewusst wird, wie sehr ich trotz unterschiedlicher Tätigkeiten und Sichtweisen mit Anderen zusammenhänge, desto mehr Sinn im Leben sehe ich. Ich und Wir: Das Hin und Her dazwischen ist von Interesse. Im *Und* liegt der Sinn, der die Ichs umso mehr erfüllt, je vielfältiger ihre Beziehungen sind. Die Sorge für Zusammenhänge zwischen Ich und Wir mündet in den *Zusammenhalt*, der allen zusammen Halt verleiht und im besten Fall lange hält. Wo aber Zusammenhänge verschwinden, und sei es nur aus den Augen, entschwindet auch der Sinn. Niemand sieht Sinn dort, wo alles auseinanderfliegt.

Das befreite Ich, das kein *Und* und somit kein Wir mehr kennt, driftet in die Sinnlosigkeit. Seine Freiheit erschöpft sich im *Freisein von* Anderen. Es verfehlt die gesteigerte Freiheit, das *Freisein zu* Anderen, um sie zu sehen, mit ihnen zu denken, zu fühlen und zu handeln. Ein veraltetes, verkürztes Verständnis von *Autonomie* ist das Problem. Es liegt aber am Ich selbst, daran etwas zu ändern. Nicht nur ich will gesehen werden, sondern auch Andere wollen das. Ich schaffe ein Wir schon durch das gelegentliche Entgegenkommen, das Andere erfreut. So wird das solitäre Ich in Situationen wie der geschilderten, erst recht in weit schwierigeren, zum solidarischen Wir. Das Streben danach wird erkennbar im Bemühen vor allem jüngerer Menschen, alles Mögliche zu teilen, *to share*, und auf jede Weise zu kooperieren, *Co-Working*, *Co-Living*, *Co-Creation*. Das neu entstehende Wir aber sollte nicht wieder in Zwangsverhältnisse zurückfallen. Nachdem das alte, unterjochende Wir in moderner Zeit überwunden wurde, sollte es möglich sein, zu einem neuen, freien Wir zu kommen, ohne die Ichs zu negieren, die in der endlosen Kette der Existenzen, der *Blockchain des Lebens*, die unverzichtbaren Bindeglieder sind.

Freies Wir, ja, aber wie? Wie kommt das Zusammenwirken von Menschen zustande, durch das Gesellschaft entsteht? Nicht nur von Mal zu Mal, sondern anhaltend? Das ist bereits seit Sokrates, Platon und Aristoteles eine philosophische Frage. Sie wird wieder virulent in Zeiten, in denen die bestehende Gesellschaft zu zerbrechen droht. Aber wir Ichs sind keine *Mona-*
den mehr, also abgeschlossene Einheiten ohne Fenster und Türen, wie Gottfried Wilhelm Leibniz noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts meinte. Uns verbinden Lebensfragen, die sich nicht nur mir stellen. Wir sind auch nicht die *Atome* einer

atomisierten Gesellschaft, die zu Molekülen keine Kraft mehr haben. Vielmehr sind wir mit *Neuronen* vergleichbar, die mit Synapsen für die Vernetzung untereinander sorgen. Eine gesteigerte individuelle und gesellschaftliche Intelligenz wird dadurch möglich. *Die Gesellschaft ist ein Megabrain*, ein großes Gehirn, für das nicht die Zahl der Neuronen, sondern die Vernetzung entscheidend ist, ein Wir im Kleinen und großen Ganzen, bei dem jedes Ich sich mit vielen anderen Ichs verbinden kann.

Dass die Neuronen ohne Synapsen auskommen wollen: Das ist die Gefahr der Auflösung des Zusammenhalts. Das Problem der modernen Gesellschaft sind dabei nicht nur fehlende und zerbrechende Beziehungen, sondern auch – unsichtbare Menschen. Viele klagen darüber, *nicht gesehen zu werden*, aber nicht viele bemühen sich darum, *Andere zu sehen*, ein krasses Missverhältnis. Ich will mit diesem Buch gegensteuern und mich auf eine Reise durch die Gesellschaft begeben, um so viele Andere wie möglich zu sehen. Mich interessiert, was es heißt, in Gesellschaft zu leben. Wie kommt sie zustande? Wer kümmert sich um sie? Welche Bedeutung hat etwa die Wirtschaft für sie? Welchen Gefahren ist sie ausgesetzt? Was hält sie (halbwegs) zusammen und stärkt sie? Weniger in einer Analyse der Gesellschaft sehe ich meine Aufgabe, mehr in einer Synthese, einer Zusammenfügung ihrer Bestandteile. Neben der punktuellen Vertiefung geht es mir um das größere Bild, das die Gesellschaft konkret sichtbar macht und sie näher an das Ich heranrückt, statt nur eine abstrakte Größe zu sein.

Den Anfang soll hier, wie auch sonst, die *Phänomenologie* machen, die Wahrnehmung der Phänomene und das Nachdenken darüber. Wem begegne ich und was erlebe ich, wenn ich mich »in Gesellschaft begeben«? Gesellschaft entsteht täglich

neu in den Begegnungen, die gewohnt oder überraschend sind, in den Geschichten, die dabei erzählt werden, in den Auseinandersetzungen, die durchzustehen sind. Ich berichte von Gesprächen etwa mit einem philosophisch interessierten Busfahrer, einem ökologisch desinteressierten Unternehmer, einem wütenden Gelegenheitsarbeiter. Ich erinnere mich an eigene Erfahrungen in der Politik und wie ich ins Visier des Staatsschutzes geriet, besuche ein Klärwerk, interessiere mich für die Arbeit des Ordnungsamts, sammle Erfahrungen in der Wirtschaft, gründe ein Café, mache mir Gedanken zur Volksmusik und absolviere mit der 12. Klasse eines Gymnasiums eine Schulstunde, aus der Überlegungen zu einer »Schule der Lebenskunst« hervorgehen.

Und was hält die Gesellschaft nun zusammen? Die Antwort finde ich bei *sorgenden Ichs*, denen das *Wir* nicht egal ist. *Wir brauchen Sorgende, jedes Wir braucht sie*. Sie erneuern und erweitern das Verständnis von *Autonomie*. Sie sorgen auf allen Ebenen und in allen Bereichen dafür, dass eine vertraute Heimat für möglichst viele in der Gesellschaft entsteht. Nach einer längeren Zeit größerer Sorglosigkeit nehmen sie die neue Zeit der Sorge ernst, die in der Geschichte angebrochen ist. Für mehr Zusammenhalt ist sicherlich eine äußere Verfassung mit garantierten Rechten unverzichtbar für die Gesellschaft, aber ebenso wichtig ist die innere Verfassung der Menschen selbst. Ihre Bereitschaft, sich füreinander zu interessieren, sorgt für die anregende Atmosphäre, die die Gesellschaft bejahenswert macht.

Die Suche nach Zusammenhalt bewegt viele. Manche erhoffen sich davon eine *Harmoniepflege*, aber das ist wohl zu romantisch. Realistischer ist ein *Zusammenwirken durch Auseinandersetzung*. Ich beziehe mich dabei auf die Gesellschaft, die ich

am besten kenne, da ich seit Geburt in ihr lebe, sie auf Reisen aber auch von außen sehe. An ihrem Beispiel herauszufinden, wie Gesellschaft funktioniert, dient nicht dazu, sie als beispielhaft darzustellen. Ihre Darstellung ist auch nur eine *Momentaufnahme*. Schon bald wird sie eine andere sein, ganz so, wie sie vor Jahren und Jahrzehnten eine andere war. Menschen haben Ideen, begegnen Anderen, reagieren auf Erfahrungen, produzieren andere Dinge als zuvor. Die unmerklichen Mikroveränderungen summieren sich zu merklichen Veränderungen des Ganzen, oft auf überraschende Weise. Im Rückblick erst wird der Prozess erkennbar, der stattgefunden hat.

Eine Bemerkung noch. Wer über Gesellschaft spricht, äußert unweigerlich Meinungen über sie. Meinungen sind subjektive Wahrnehmungen, nicht schon objektive Wahrheiten. Über das graue Zahlenwerk hinaus, das die Gesellschaft statistisch erfasst, ist sie vor allem ein bunter Meinungssteppich – und manchmal vermintes Gelände, wenn Andere ganz anderer Meinung sind. Auch ich als Philosoph bin nicht im Besitz der Wahrheit, sondern auf der Suche danach, neugierig darauf, was Andere für wahr halten und welche Gründe sie dafür vorbringen, die mich überzeugen könnten. Die *Suche nach Wahrheit* ist nie das Werk Einzelner, immer vieler, die sich in diesem Fall darum bemühen, die gesellschaftliche Wirklichkeit so zutreffend wie möglich zu erfassen, um so wenig wie möglich in die Irre zu gehen. Kommt auf diesem Weg im Laufe der Zeit eine Gesellschaft zustande, in der alle gerne leben wollen, hat sich das Investment gelohnt, das jedes Ich für das *Und* zwischen Ich und Wir erbringt.

In Gesellschaft leben, was heißt das?

Wenn die Gesellschaft sich versammelt

Ich fühle mich wohl in diesem Kreis. Wir treffen uns nur einmal im Monat, aber dann ist es eine Art Familientreffen. Wir stehen ein wenig herum und plaudern, bevor wir uns an lange Tische setzen. »Wir«, das sind Alteingesessene und Zugezogene, etwa paritätisch Frauen und Männer, verschiedenste Berufe, Jüngere und Ältere, auch aus anderen Ländern und Kulturen, wenngleich nicht aus allen Schichten, aber das scheint typisch für kleine Gesellschaften zu sein. Wir sind 40 oder 50 Leute, die sich nicht alle schon kennen, es ist kein geschlossener Kreis, manche bleiben weg, neue kommen hinzu, sodass immer ein paar Andere miteinander bekannt werden. Ein Vortrag steht im Mittelpunkt, das Thema wird kurz angerissen, der Referent oder die Referentin vorgestellt, dann essen wir gemeinsam, heben das Glas »zum allseitigen Vergnügen« und hören anschließend aufmerksam zu. Es ist immer interessant und am meisten dann, wenn mich das Thema vorweg nicht sonderlich interessierte. Ein Buchhändler erzählt, eine Ghostwriterin berichtet, ein Museum wird vorgestellt, ein ethisches Dilemma zur Diskussion gestellt. Zum Nachtschisch Gespräche über dies und jenes beim Kaffee. Seit vielen Jahren geht das so. Angeregt und aufgewärmt kehre ich in den Alltag zurück.

Was ist Gesellschaft? Zuallererst *Geselligkeit*. Es ist schön, gesellig zu sein, ein wenig Zeit miteinander zu verbringen, zu reden und zuzuhören. Manche Gespräche sind geradezu beglückend, offen und tiefgehend. Die kleine Geselligkeit macht

die große Gesellschaft erfahrbar, ich fühle mich mitten in ihr und im Leben. Den Gegenpol kenne ich auch: Mangelt es an Geselligkeit, wird mir die Gesellschaft fremd. Ich fühle mich ausgeschlossen, Leere umgibt mich und Einsamkeit breitet sich in mir aus, die mir nicht willkommen ist. Aber die Situation ist nicht ausweglos. Mit meinem Verhalten nehme ich Einfluss darauf, ob Geselligkeit entsteht. Bin ich misstrauisch, ermutigt das niemanden. Zeige ich Freude, erfreut das auch Andere. Interessiere ich mich für sie, öffnen sie sich gerne. Ihrerseits schaffen sie durch Offenherzigkeit die Atmosphäre, die mich zur Geselligkeit ermuntert.

Aus den beteiligten Ichs entsteht ein Wir, auf das wir fortan Bezug nehmen können: »Wir sind uns schon mal begegnet.« Außer schön ist es ganz nebenbei auch nützlich, gesellig zu sein. Wir können uns über viele Dinge austauschen, gemeinsam beraten, einen Hinweis geben oder erhalten, uns wechselseitig weiterhelfen und in manchen Fällen auch trösten. *Aus Geselligkeit entsteht Gesellschaft.* Bereits dann, wenn wir nicht allein sind, sind wir umgangssprachlich »in Gesellschaft«. Und nicht nur der Umgang mit bekannten, befreundeten, geliebten Anderen begründet Gesellschaft, sondern auch die Begegnung mit Menschen, die wir gar nicht kennen. Eine *einsame Geselligkeit* ist möglich, wenn ich im Café oder auf einem öffentlichen Platz ganz für mich bin und mich dennoch »in Gesellschaft« fühle. Bei anderer Gelegenheit gehe ich auf Andere zu und weise sie nicht ab, wenn sie auf mich zukommen.

Geselligkeit überbrückt die Lücke zwischen Ich und Wir, die größer geworden ist, seit Ichs sich auf ihre Autonomie zurückzogen und das Wir der Gesellschaft in Anonymität verschwand. Der Übergang vom einzelnen Ich zum geselligen Wir und zurück geschieht vielfach, aber er beginnt – beim

Ich selbst. Bin ich gerne *mit mir* »in Gesellschaft«? Jedes Ich lernt im Umgang mit sich, wie schwierig es sein kann, unterschiedliche Interessen »unter einen Hut zu bringen«, die das Ich jeweils für sich beanspruchen. Noch dazu findet sich alles, was die *äußere* Gesellschaft bewegt, auch in der *inneren*. Die äußeren Stimmen sprechen auch in mir. Äußere Auseinandersetzungen trage ich in mir selbst aus. Die Probleme der großen Gesellschaft machen auch meinem kleinen Ich zu schaffen. »Angenommen, ich wär die Gesellschaft«, sang der Liedermacher Funny van Dannen (Album *Trotzdem Danke*, 2007): »Ich hätte so viele Meinungen, Konflikte und etliche Schichten.«

Ein spannungsreiches Verhältnis zwischen Ich und Wir charakterisiert erst recht die äußere Gesellschaft. Schon die engeren Kreise von Paaren, Familien und Freundschaften in jeder Konstellation halten die Erfahrung bereit, wie anspruchsvoll es für Ichs ist, zum *Wir* zu werden und sich selbst darüber nicht zu vergessen. Und dies nicht erst bei der Frage, wer bei dieser oder jener Unternehmung mitmacht, sondern von Grund auf: Bezieht sich das Wir auf die engere oder weitere Familie? Beruht es auf Verwandtschaft, bis zu welchem Grad? Sind Freunde und Freundinnen Teil der Familie? Jedes Wir, das bejaht wird, sorgt für ein Gefühl der Zusammengehörigkeit und Vertrautheit. Mit der Konsequenz jedoch, dass es Andere gibt, die *nicht* als zugehörig betrachtet werden. Insbesondere in Patchwork-Familien sind nicht immer alle davon überzeugt, dass auch alle Anderen Teil des Wir sind. Weniger umstritten ist meist die Zugehörigkeit von Haustieren.

Das Wir wird erweitert in geselligen Gesprächsrunden, wie eingangs geschildert, in Tisch- und Abendgesellschaften, Salons, Clubs, Vereinen, Spielgemeinschaften, Nachbarschaften, Arbeitsteams. In ihrer Mitte agiert oft ein Ich, das das Wir zu-

sammenhält, ein *soziales Wunder*, eine sorgende, umtriebige, kommunikative, gut vernetzte, angesehene oder »coole« Persönlichkeit. Hat sie in früheren Zeiten »eine Gesellschaft gegeben«, organisiert sie nun *Social Events*. Aus vielen dieser kleinen Geselligkeiten und Gesellschaften sind größere informelle Verbindungen zusammengesetzt, im Dorf und im Stadtviertel, im Milieu und in einer Belegschaft, einer Berufsgruppe, einer Alterskohorte, einer sozialen Schicht. Zu den Bayreuther Festspielen, die formell als Gesellschaft »mit beschränkter Haftung« firmieren, trifft sich alljährlich »die Gesellschaft«, die dennoch kein Abbild der ganzen Gesellschaft ist. Untereinander und gegenüber Anderen sprechen die Beteiligten davon, was »uns« verbindet. »Die Anderen« sind die, die nicht, noch nicht oder auch nie dazugehören. Meist ist damit kein Ausschluss gemeint. Kein *Othering* macht diese Anderen erst zu Anderen, die fernzuhalten wären. Sie könnten zum Wir werden, wenn sie sich dafür interessieren würden.

Was in der großen Gesellschaft vor sich geht, mit der die gesamte Bevölkerung eines Landes gemeint ist, kündigt sich meist in den kleinen Gesellschaften an. Bei geselligen Begegnungen sind Bruchlinien zu spüren, in Gesprächen tauchen neue Fragen auf. Ungewissheiten oder allzu heftig geäußerte Gewissheiten schlagen einem in *Posts* entgegen. Was die einzelnen Ichs diskutieren, verbreitet sich rasch über mediale Kanäle, zu denen viele Zugang haben. Und umgekehrt: Was in Medien diskutiert wird, findet umgehend Eingang in die Gespräche einzelner Ichs. Erst scheinen es vereinzelte Ansichten zu sein, bevor deutlich wird, dass viele sie teilen. Irgendwann habe ich bemerkt, dass es Leute gibt, die Nahrungsmittel danach beurteilen, ob sie »vegan« sind. Ich hielt das für eine seltene Exzentrik, bis mir klar wurde, dass eine gesellschaft-

liche Bewegung ihren Anfang nahm, die niemand ausgerufen hatte.

Was ist Gesellschaft? Auf jeder Ebene ist sie ein Zusammenleben von Menschen auf Basis dehnbarer oder strikter Regeln, seien sie festgeschrieben oder unausgesprochen. *Schön daran ist das Mehr*: Mehr Leben, mehr Möglichkeiten, mehr Informationen, mehr Gemeinsamkeit, mehr Absicherung gegen Misslichkeiten. »In Gesellschaft zu sein« macht das Leben kurzweilig, abwechslungsreich, überraschend, inspirierend. Sehnen Menschen sich nach Gesellschaft, haben sie meist die Geselligkeit im Sinn, die die Einsamkeit verringert, nach der sie nicht gesucht haben. Das ist zu erreichen mit mehr Sozialleben über die engste Umgebung hinaus, mit einem vielfältigen »sozialen Portfolio«, wie das in der Psychologie genannt wird. Dann kann ein Wir entstehen, bei dem die Stimmen der Ichs wie bei einem *Chor* zu einem vielstimmigen Klangkörper verschmelzen. Jedem Ich tut es gut, körperlich und seelisch, seine Stimme zu erheben und wenigstens mit ein paar Tönen und Worten Ausdruck für sein Inneres zu finden, erst recht mit Anderen an einem Werk zu arbeiten, das keine und keiner für sich allein bewerkstelligen kann, wie bei der Aufführung eines Stücks. Durch die Summe einzelner Anstrengungen etwas gemeinsam zu bewirken, macht alle stolz auf ihr Wir.

Aber das Zusammenleben ist oft überraschend anders als gedacht. *Schwierig daran ist der Zwist*: Gesellschaft ist nicht nur ein Wir. Ständig begegne ich Anderen, mit denen ich nicht übereinstimme, die mir nicht sympathisch sind und deren Verhalten und Sichtweisen mich befremden. Das Bestreben, lieber in Gesellschaft mit Menschen zu sein, mit denen ich einige Auffassungen teile, ist mir ziemlich vertraut. Für die Geselligkeit kann das arrangiert werden, aber die ganze Gesellschaft